

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 193. Bromberg, den 8. September 1928.

# Luzifers Ende.

## Roman von W. Klöpffer.



(23. Fortsetzung.) —— 

### Gussy bringt einen guten Gedanken mit.

Der „Leviathan“ legte im Newyorker Freihafen an. Heerzüge von Menschen ergossen sich von seinem Rücken auf die Landungsbrücken. Es schien unmöglich, einen bestimmten Reisenden aus dieser Völkerwanderung herauszufinden. Klaus hatte sich auf einen Berg von Kabinenkoffern postiert, um die Schwägerin nicht zu übersehen.

Endlich entdeckte er Gussys liebes, schmales Gesichtchen unter einem einfachen Reisehütchen aus weißem Filz. Er hielt die Hände trichterartig an den Mund und brüllte:

„Gussy, hallo Gussy!“

Sie ließ sich mit der Menschenwoge an den Kofferberg spülen und kämpfte mit Tränen.

„Aber, Gussy! Wo ich so gute Nachricht von Peter habe!“ scherzte Klaus nach der ersten Begrüßung.

Sie lächelte kümmerlich.

Er lotste die Schwägerin aus dem Gedränge, charterte ein Auto und ließ nach dem Obregonsquare zu Hillers Pension fahren, wo er Gussy unterzubringen gedachte. Während der Fahrt schüttete Frau Professor Sander einen ganzen Sack voll Fragen über ihn aus, die er der Reihe nach zu beantworten sich bemühte. Als er sie über Peters Aufenthalt und sein Wohlergehen beruhigt hatte, fiel ihr die größte Sorge vom Herzen. In der Pension erzählte er ihr dann alles weitere. Zum Schluß berichtete er von der Tänzerin Lantadilla, von seinem falschen Verdacht, von ihrer völligen Unschuld und von seiner Sympathie für diese Dame.

Gussy merkte sofort, wie die Sache stand, und lächelte zum erstenmal seit vielen Wochen in aufrichtiger Freude, es war ein gutes, verstehendes Lächeln, mit dem sie Klaus die Hand hinstreckte:

„Meinen Glückwunsch, Schwager!“

Dieser sagte eifrig: „Ich möchte nicht, Gussy, daß du ein falsches Bild von Ines bekommst. Tänzerin . . . na ja, du weißt schon. Aber ich kann dir versichern, daß die beiden Mädels wirkliche Ladies sind. Du wirst sie kennenlernen. Für diesen Dr. Lux kann man Maria nicht verantwortlich machen. Der führt noch ganz andere hinters Licht, zum Beispiel Angel.“

„Wie merkwürdig, Klaus! Nun bist du Wärter. Alles unseretwegen, wir können dir nie genug danken, wir stürzen dich in einen Roman, einen abenteuerlichen, gefährlichen Roman. Was bist du für ein famoser, kluger Mensch, Klaus! Peter wäre das nie gelungen“, meinte die junge Frau ehrlich.

Klaus fühlte, welches Lob Frau Gussy da vergab. Er lachte: „Mach' mir den Peter nicht schlecht. Er hat dafür andere gute Eigenschaften. Es ist ihm zum Beispiel gelungen, dich und das Vitalin zu erobern, das ist allerhand.“

Nun lachten sie alle beide.

„Gott, bin ich leichtsinnig, Klaus. Ich scherze und der arme Peter — — wie stellst du dir seine Befreiung eigentlich vor? Du hast doch sicher einen Plan?“

„Sag' lieber, ich hatte einen. Der bestand darin, daß ich von Ines die Lage der Insel zu erfahren hoffte. Das ist nun hinfällig, weil sie von einer Isla überhaupt nichts weiß. Ich kann mich jetzt nur noch an diesen Lux halten, aber der Mann ist noch nicht ganz reif zum Kappen. Habe ich einmal die Lage, dann wird sich Peters Befreiung mit List oder mit Hilfe der hiesigen Behörden schon ermöglichen lassen. Freilich möchte ich diese Sache nicht überstürzen; denn fürs erste ist Peters Haft nicht eben unerträglich, besonders jetzt, wo er weiß, daß ich an seiner Erlösung arbeite, und fürs zweite ist die Entwicklung der Dinge hier noch nicht weit genug gediehen. Mit Gewalt ließe sich von Lux, den ich für einen Feigling halte, zweifellos ein Geständnis erzwingen, aber dann entschlüpft mir der Hauptmacher Devil, was mir sehr peinlich wäre. Den Burschen gehört doch für alle Zeiten ihr Handwerk gelegt. Darum muß man noch ein wenig warten.“

Gussy nagte an der Unterlippe. Sie entgegnete:

„Offengestanden, Klaus — dieses Warten gefällt mir gar nicht. Wer weiß, was Peter in der Zwischenzeit alles passiert. Dieser Devil ist eine unberechenbare Natur — —“ Sie sah ihrem Schwager ins Gesicht. „Mir kommt eine Idee. Ob sie etwas taugt, magst du entscheiden. Ginge es nicht, daß man Peter mittels jenes Radiosenders, den du erwähnt hast, hierher nach Newyork zitierte? Vielleicht durch einen fingierten Befehl Mr. Devils? Sie haben doch U-Boote und das Flugzeug auf der Insel.“

Klaus sprang begeistert auf.

„Ein Gedanke, sogar ein prachtvoller Gedanke! Du bist eine verflixt gescheite Frau, Gussy. Natürlich geht das. Machen wir, mit Handkuß sogar. Es ist das Ei des Kolumbus. Daß ich nicht selbst darauf gekommen bin!“

Gussy meinte froh: „Sieh, Klaus, es ist mir eine große Genugtuung, daß ich auch ein Scherflein zu Peters Rettung beisteuern darf; du mußt mich nicht darum beneiden.“

„Tue ich auch nicht, verehrte Schwägerin, tue ich durchaus nicht. Ich freue mich sogar, daß in einem so hübschen Köpfchen solch brauchbare Einfälle entstehen. Es dauert natürlich nicht lange, dann kommt dieser Trick auf und die Brüder sind gewarnt. Aber Peter ist dann schon unterwegs und es kann ihm nichts mehr geschehen. Mit der Abrechnung Devil-Lux darf ich mich jedenfalls beeilen, sonst quietschen sie mir aus.“

„Und Angel, was hältst du von Angel?“ fragte Gussy nachdenklich.

„Ich kann mir nicht gut vorstellen, daß ein solcher Mann mit Verbrechern liiert sein soll. Du mußt wissen, Angel lebt seit einem Menschenalter in Newyork, jedes Kind kennt ihn . . . nein, es ist wirklich nicht gut denkbar, liebe Gussy.“ Die Szene vor wenigen Stunden fiel ihm ein, Angel kontra Henderson. Zugegeben, Angel hatte sich wenig schön benommen, aber schließlich war auch er nur ein sündiger Mensch. Man kannte ja seine Beweggründe nicht. Vielleicht hatte ihn dieser Henderson früher einmal bis aufs Blut beleidigt, obschon . . . Mochte es sein wie immer.

„Aber nun Addio, Gussy. Es ist höchste Eisenbahn, es geht auf 11 Uhr. Ich werde dich so bald als möglich wieder aufsuchen. Verlauf' dich nicht in der City und wenn — dann halte dich an den nächsten Konstabler. Es sind Gentlemen, mußt du wissen, wahrhaftige Gentlemen. Gute Nacht, liebe Gussy!“

### Kapitel 15.

### Immer verwirrendere Entdeckungen

Am anderen Morgen kurz vor der Sprechstunde überreichte ein Boy dem Professor ein Telegramm. Angel überflog den Inhalt, dann wandte er sich verdrießlich an Klaus:

„Dumme Geschichte, aber nicht zu ändern. Dr. Lux drahtet mir da aus Trenton, er käme umständehalber erst Mittag 12 Uhr 13 an. Wir müssen uns also noch einmal ohne ihn behelfen.“

Klaus konnte Angel die Enttäuschung ohne weiteres nachfühlen; denn die gelähmte Hand hinderte den Professor bei allen Verrichtungen derart, daß nur die völlige Vertrautheit seines Oberarztes mit allen Wünschen und Erfordernissen diesen Mangel auszugleichen vermochte. Klaus half dem Chef in den Mantel und mußte wie immer das eine Armelloch ganz tief halten, damit sich Angels rechte Hand hineinfand.

Der Professor befahl unterdessen:

„Gehen Sie jetzt gleich in meine Wohnung, Bender, und bringen Sie mir den Akt der Eileen Carson herüber. Ich habe ihn noch nicht zu Ende gelesen. Wenn er nicht auf dem Schreibtisch liegt, finden Sie ihn im Aktenständer. Ich habe vergessen, ihn vorhin mit herüberzunehmen. Zuvor schicken Sie mir aber noch Assistenzarzt Priestley, Bender.“

Angels Gesicht war wie ehedem, von einer gütigen Gemessenheit, ohne die man ihn sich nur schwer vorstellen konnte. Eine Sekunde lang dachte Klaus: sollte ich mich gestern geirrt haben? Im nächsten Moment verwarf er diesen Gedanken: Unsinn, ich bin doch kein Baby. Ich weiß doch, was ich sehe. Tommy Angel hatte gestern ein hämisch triumphierendes Gesicht, als er den armen Henderson entlassen hatte.

Klaus verneigte sich.

„Wird besorgt, Herr Professor!“ Dann verließ er das Ordinationszimmer. Der Korridor war bereits gesteckt voll Menschen. Klaus überbrachte Priestley, dem 1. Assistenten, seinen Auftrag. Der junge Arzt sollte Dr. Lux noch einmal vertreten. Sodann ging Klaus über den Hof nach dem Herrschaftshaus.

Es war nicht zum erstenmal, daß er einen solchen Befehl des Chefs zu vollziehen hatte. Er wendete sich darum gleich nach des Professors Wohnzimmer. Im Vestibül stieß er auf Miß Walker, die Angel den Haushalt führte, eine ältliche Dame, kurzsichtig, schwerhörig, mit einem goldenen Lorgnon. Es war schwer einzusehen, warum Angel eine solche Person engagiert hatte, mit der man sich nur brüllend unterhalten konnte. Im übrigen besaß Miß Walker einen gutmütigen, vortrefflichen Charakter. Als Klaus seine Mission in ihr Hörrohr getrompetet hatte, lächelte die Miß: „Sie wissen ja Bescheid, Mr. Bender, und ich brauche wohl nicht mitzugehen, wie?“

„Nein, nein,“ winkte Sander heftig ab.

Während sich die Hausdame in den oberen Stock begab, schritt Klaus nach dem Wohnzimmer. Es war dies ein vornehm gehaltener, ein wenig altmodischer Raum, der im Hochparterre lag und an das Schlafzimmer Angels grenzte. Der Akt war im Ständer. Klaus sah sich in dem Gemach um. Es bot keine Besonderheit. Die Türe zu Angels Schlafzimmer stand ein wenig offen. Neugierig trat er näher und erweiterte sogar den Türspalt, nachdem er sich vergewissert hatte, daß absolute Ruhe herrschte. Er blickte in einen großen, hellen Raum, der an die ‚Seitenmauer des angebauten Laboratoriums stieß und mit dem üblichen Zubehör ausgestattet war. Die Möbel waren aus rötlichbraunem Palisanderholz. Der Waschtisch hatte eine fleischfarbene Platte aus rosso antico Marmor. Alles gediegen, unaufdringlich, eine Idee überholt. Aber warum gleich zwei Kleiderschränke? Angel war doch ein alter Herr und kein Dandy, der ein paar Dutzend Anzüge hat. Zudem paßte der eine Schrank nicht so recht zu der übrigen Garnitur. Er war sehr groß, nahm fast die halbe Breite der an das Laboratorium stoßenden Wand ein und sah viel neuer aus. Man hatte versucht, ihn dem Stil der anderen Möbel anzugleichen, es war nicht ganz gelungen.

Dieser Schrank erweckte Sanders Interesse. Warum? Darüber vermochte sich Klaus keine klare Rechenschaft zu geben. Vielleicht, weil er ihn bezüglich der Ausmaße an den Schrank von Lux erinnerte. Mit ein paar raschen Schritten stand Sander vor dem Schrank.

„Kleider, wie?“ Er drückte auf das Schloß, aber es ließ sich nicht öffnen. Wozu versperrte man einen Behälter, in dem Kleider waren? Ein bißchen verdächtig war das immerhin. Gerade herausgesagt, hatte Angels Bild seit gestern — seit seiner Unterredung mit Henderson — einen Knacks bekommen, er konnte sich noch so sehr gegen diesen Gedanken stemmen. Gehässige Rachsucht war eines Mannes wie Angel nicht würdig.

Klaus zog ein Stück Draht aus der Tasche und bog es zurecht. Dann nahm er sich das Schrankschloß vor . . . . . zwischen hinein lauschte er, ob niemand käme. Es kam niemand und nach fünf Minuten schnellte der stählerne Riegel zurück. Die Türe ließ sich jetzt mit Leichtigkeit öffnen . . . .

„Ah! Das ist stark, seht an!“ Klaus prallte betroffen zurück.

Der Schrank enthielt zwei Abteile, deren linkes einen Radiosender barg, genau wie der Oberarzt drüben ihn hatte, während das rechte leer war. Dafür war in dessen rückwärtige Wand eine kleine Türe eingelassen, die nur den Zweck haben konnte, das Schlafzimmer mit dem angrenzenden Laboratorium zu verbinden. Diese Tür war verschlossen. Klaus hatte keine Zeit, sich lange mit ihr zu befassen. Er machte schleunig die Schranktüre zu und versperrte wieder das Schloß. Mußte er doch in die Klinik hinüber, es war höchste Zeit. Auch genügte ihm die neue Entdeckung fürs erste. Natürlich war auch dieser Apparat auf Wellenlänge 2210 eingestellt gewesen.

Sander glitt nach der Türe. Unterwegs huschte sein Blick zufällig über den Waschtisch. Infolge irgendeiner Ideenassoziation fielen ihm die ominösen „Manschettenknöpfe“ ein. „Ob der Professor sie wohl hier verwahrt?“ fuhr es ihm durch den Kopf. „Wahrscheinlich!“ Daß Angel sie nicht trug, davon hatte er sich die letzten Tage wiederholt überzeugt.

Gedacht, getan. Schon gähnte die eine Schublade: Krawatten Handschuhe, nichts. In einer anderen lagen Kragenschachteln. Sehr viele Schlipse und Wollsachen, immerzu Schlipse . . . dann eine gläserne Dose, fazettiertes Kristall. Er nahm den Deckel weg. Knöpfe, für Manschetten und Kragen und da . . . ah, etwas Rotes, ein Karneol in Platin gefaßt, von kleinen Brillanten umrahmt — auf der Rückseite die Gravierung: Quito, 12. 12. 12. Aber — eben nur einer. Wo war der zweite?

Klaus durchwühlte die Dose mit bebenden Fingern. Vergeblich. Er nahm den roten Stein zwischen die Fingerspitzen und betrachtete ihn. Die Fassung war verwetzt und abgenützt, genau wie bei jenem Knopf, den er in seiner Brieftasche seit Wochen mit sich herumtrug. Waren Schlüsse erlaubt —? Sollte es sich hier um das Gegenstück zu „seinem“ Knopf handeln? Zu dem Knopf aus der Mauerrille. Plötzlich fiel ihm siedeheiß die Gefährlichkeit seiner Lage ein. Schluß machen! Er warf den roten Stein bedauernd in die Dose zurück und schob die Lade zu, eilte ins Wohnzimmer, nahm den Akt Eileen Carson an sich und ging mit raschen Schritten nach der Klinik hinüber.

Auf dem Weg hegte er die tollsten Gedanken. Schon wieder sah er sich in die Verworrenheit neuer Rätsel gestellt, die wie ein Karussell um ihn kreisten. Den Drehwurm kann man bekommen, schnaufte er ärgerlich.

Der zweite Radioapparat und die durch den Schrank kaschierte Geheimtüre waren natürlich schwerwiegende Verdachtsmomente gegen Tommy Angel. Andererseits war nicht einzusehen, warum ein notorischer Ehrenmann, Ehrenbürger dreier Universitäten, ordentlicher Emeritus und Greis im Silberhaar ausgerechnet in den letzten Tagen seiner Erdenlaufbahn Komplize von Verbrechern werden sollte. Das war einfach gegen alle Logik.

Wie kam es ferner, daß auch Angel nur einen Manschettenknopf hatte? Bei der Kostbarkeit dieser Dinger war nicht anzunehmen, daß er den einen Knopf in der Schublade, den zweiten wo anders aufbewahrte. Eine solche Schlamperei war bei dem alten Herrn undenkbar. Wenn er aber bloß noch einen Knopf hatte, wo steckte der andere? Verloren? Auch verloren, wie Devil den seinen in der Rille —?

Und schließlich: wo war Mr. Devil? Im Laboratorium, am Dachboden, in einer Baracke? War er überhaupt noch da? Man hoffte es, mehr noch, man ahnte es . . .

Den Bruchteil einer Sekunde lang biß Klaus ein total verrückter Gedanke ins Genick. Stop! — tat er ihn ab. Er dachte: ich sehe schon Mäuse, ich denke Blödsinn — Er war über sich selber ärgerlich. Wie konnte Angel . . . Nonsens, es ist doch Faktum, daß ich damals Lux und Angel und keine drei Minuten später diesen Devil mit eigenen Augen gesehen habe! Ergo muß es sich um drei verschiedene Personen handeln.

Klaus wiegte den Kopf. Vielleicht brachte jene Türe im Kleiderschrank die ersehnte Lösung —? Natürlich war das eine Vermutung, die erst kontrolliert werden mußte. Wenn es aber so war, dann reichte seine eigene Person für das Kommende nicht mehr aus, dann benötigte er Helfer, die hiesige Polizei. Dann war er in der Lage, wo es nicht mehr die Helligkeit eines Kopfes, sondern nur noch die Vielheit von Fäusten schafft.

Es schien in der Tat, als sei er auf diesem Punkt angelangt. Er brauchte viele Hände, um das Netz ohne Lücken rings um das ganze Grundstück zu werfen, damit kein Schwanz entwischen konnte. Zuvor jedoch kam Peter daran, beziehungsweise Gussys vorzügliche Idee! Klaus stand vor Angel und überreichte ihm den verlangten Akt.

„Hat lange gedauert!“ sagte der Professor mißbilligend. Klaus fabrizierte irgendeine Ausrede.

**(Fortsetzung folgt.)**

# Clemens Brentano.

Zu seinem 150. Geburtstag am 8. September 1928.

Von Bertha Witt.

Immer werden sich uns ein paar ganz besondere Vorstellungen mit dem Namen Brentano verbinden; denn man kann ihn nicht aussprechen, ohne an des „Knaben Wunderhorn", an Bettina, vor allem an die Romantik zu denken, die sich gerade an diesen Namen unlösbar knüpft. Es gibt keinen typischeren Vertreter für diesen Begriff als Brentano; nirgends kommt das Phantasievolle, Sprunghafte, Bizarre jener eigentümlichen Richtung mehr zum Ausdruck als in den beiden genialen Geschwistern. Es sind wunderliche geistige Erscheinungen, diese ruhelosen, auf allen Gebieten herum irrlichternden Geister Clemens und Bettina, die man bei ihrer sich eigentümlich ergänzenden Seelenverwandtschaft kaum von einander trennen kann. Aber den bedeutenderen Platz, den Bettina sich durch ihre Beziehungen zu Goethe sichern konnte, macht Clemens ihr als die größere literarische Erscheinung trotz aller Zwiespältigkeit seines Könnens streitig. Nicht alles, was die Romantik hervorgebracht hat, gehört der Vergangenheit an, — auch Brentano nicht. In manchem erkennen und bewundern wir noch den Könner in diesem halbentwickelten, halbgebildeten Genie, das durch sprühenden Witz und Geist und beißende, angriffslustige Ironie über den leeren, verwüsteten Zustand seiner Seele forttäuschte.

In dieser Seele wohnt so viel Entzückendes und Grauenhaftes, so viel Tiefes und Leeres beieinander, daß es schwer wird, ihr immer gerecht zu werden. Brentano selbst nennt sich in seinem mutwilligen Witz, in dem er wie ein Pfau zu glänzen liebt, unter dem aber bei aller einschmeichelnden Liebenswürdigkeit eine giftig-höhnende Gefühllosigkeit erschreckt, einen „vagierenden Teufelskomödianten". Ohne eigentliche Kenntnisse und Bildung, was ihn bald beschämt, bald ihm Hohn und Spott gegen die Gelehrsamkeit entlockt, bleibt er, ganz im Sinne der Romantik, ein Unfertiger, der, schwankend zwischen Vorzug und Nachteil seines Bildungs- und Seelenzustandes, wie kaum ein anderer zum Zersetzenden und Selbstzerstörerischen des romantischen Wesens neigt. Zuweilen ist er über diesen Geist der Verneinung in sich verzweifelt und konstatiert dann: „Ich armer Teufel fühle, daß ich ohne Logik und Fassung voll Einfälle bin, die oft nicht Stich halten, aber stechen." Ähnlich sagt Dorothea Schlegel, er sei von einem bösen Geist besessen, der alle seine schönen Gaben oft mit einem Schlage vernichte. So mochte man ihm mit seinem wunderlichen Wesen, durch das er gleichwohl oft abstieß, kaum zürnen: Görres betrachtete ihn nicht einmal als Mann ,sondern als ein liebes, unartiges Kind.

So nennt ihn auch Georg Brandes eine Erscheinung, die weniger als Mensch, aber mehr als psychologischer Fall Interesse fordert. Brentano hatte nie Neigung gehabt, irgend etwas gründlich zu lernen oder gar sich in die Enge eines bürgerlichen Berufs zu fügen. Als Kaufmann im väterlichen Kontor in Frankfurt oder in der Branntweinhandlung eines Geschäftsfreundes in Langensalza zu sitzen, das hielt dieser Sproß einer Familie, die nach Arnims scherzhaftem Ausspruch eine Verbindung von Feuer und Magnetismus war, nicht aus. Bald gewann er durch des Vaters Tod Freiheit, Vermögen, Selbständigkeit, und nun begann jenes Wanderleben, das ihn in Jena und Berlin dem Schlegel-Tieckschen Kreise zuführte, in dem sein Auftreten mit seinem ersten Roman „Godwi" allerdings eher peinlich empfunden wurde. Aber der unstete, ungebundene Geist, wie er bald abstößt, bald entzückt, sieht keine Schranken und Richtlinien. Bald ist er am Rhein, bald in Wien, dann kommen ein paar glückliche Jahre in Heidelberg, da er mit Sophie Mereau, der geschiedenen Frau eines Jenaer Professors, die glücklichste Ehe gründet und mit seinem Schwager Arnim die Sammlung „Des Knaben Wunderhorn", diesen köstlichen Schatz unvergänglicher Volkspoesie, beginnt. Die Gattin wird ihm entrissen, und auf diese glückliche Ehe folgt mit der entführten Nichte eines Frankfurter Bankiers eine ebenso unglückliche, von der Brentano sagt, hier habe er vollständig erfahren, was die Hölle sei. Rasche Scheidung befreit ihn; die Frauen, denen er sich meist ohne Wahl und Unterschied nähert, sind diesem in sich zerrissenen Dichter keine guten Geister, die sein Gemüt beruhigt hätten. Für ihn gibt es nur drei Frauen, „in deren Nähe die Furien ihren Gepeinigten verlassen", — seine Gattin, die er kaum drei Jahre besitzt, die Frau seines Bruders in Wien und Luise Hensel, die geistige Freundin jener Zeit, da aus dem Spötter und Genießer der weltabgekehrte, krankhafte Mystiker wird.

Brentano, der Katholik, der seinen Glauben bisher bespöttelt hat, wird plötzlich unter dem Einfluß der frommen Freundin ein Gläubiger von fast jesuitischer Strenge, der sich aus Mißmut über sein bisheriges Leben völlig der Welt abwendet. Jahrelang weicht er nicht aus dem Bannkreis jener Nonne von Dülmen, deren ekstatischer Zustand ihn mit Beobachtungen sechs Jahre lang in Anspruch nimmt. Ein Tagebuch von 14 Bänden ist das Ergebnis dieser mystischen Gemeinschaft mit der Stigmatisierten und ihrer Pflegerin. Nebenbei entstehen zwar noch ein paar schöne Geschichten und Märchen; aber mehr und mehr versinkt der Dichter in mystischer Krankhaftigkeit, bis er 1842 stirbt.

Sophie Mereau schreibt ihm einmal: „Gebrauchen Sie die einfachsten, natürlichsten Mittel, den Dämon namenloser Unruhe zu verbannen . . . Sie haben viel Talent, aber Talente ohne Willenskraft gleichen einem zarten, blütenbeladenen Zweig ohne Stütze, den seine Zierde selbst nur tief herabzieht." Diese feinsinnige Frau erkennt den verderblichen Zwiespalt seines Wesens, der seinem Schaffen schadet. Brandes nennt ihn den „verlorenen Sohn der Poesie", ob er hier gleichwohl ein Verschwender gewesen sei, der mit dem Feuerwerk seines Geistes noch heute fast unwiderstehlich anzuziehen vermag. Für größere Schöpfungen fehlt ihm die Kraft der Konzentration, die feste Charakterzeichnung, da wird er leicht formlos. Wo Goethe einmal von einer „Epoche der forcierten Talente" spricht, hat er Brentano im Auge. Aber Brentano hat einen bedeutsamen Vorzug: das ist sein schlichter, volksmäßiger Liedton; hier kann er nicht nur zum nachdichtenden Schatzgräber deutscher Volkspoesie werden, hier wird er auch der Vorläufer Eichendorffs und Heines. Daher bleibt dies verlorene Kind der Romantik immerhin eine bedeutungsvolle Erscheinung in der deutschen Literatur.

---

# Malihini!

Skizze von O. Fraaß.

Die Cäsalpinien standen reglos wie breite Schirme. Der Hibiskus warf seine Farben in die Luft; es war, als zittere sie unter gespannten Dämpfen. Eng an den Waldboden geschmiegt kroch Karamui, der Zauberer, in Schlangenwindungen durch das Dickicht. Sein spitzer Kopf, mit der Muschel rasiert, über den sich eine Strähne wand, bohrte sich durch die Farren. Was wimmelte dort von dem Kanu am Strand herunter? Weiße Menschen von jenseits der großen Gewässer. Sie trugen Stangen und steckten sie in Zwischenräumen im Waldgrund fest. Karamui begriff nicht, was geschah. Hatten die Götter den Fremdlingen die Stäbe gegeben, damit sie ihre Herrschaft über das Inselvolk aufrichteten? Ein Entschluß grub sich in die scharfen Züge. Das durfte nicht geschehen. Der heilige Boden gehörte den braunen Männern. Einen Blick sandte er nach dem ungeheuren Kanu mit den weißen Flügeln und zog sich schleichend zurück. Aus dem Gras erhob sich der Kopf Kukuis, der gelben Schlange. Des Mannes und des Tieres Augen funkelten, erdgeboren beide, bis die Schlange zischend verschwand. — —

Im Abenddunst schimmerten die Zelte am Waldessaum. Die Feuer rissen Lichtflecke aus der Schwärze. Matrosen lungerten herum, bis eine Bewegung vor dem Zelt des Kapitäns sie aufrütelte. Mr. Longtree hatte seine lange Gestalt aufgerichtet, als durch Krachen des Unterholzes der Zauberer, von rohen Fäusten gestoßen, im Flammenglanz erschien. Der Kapitän hielt eine hastige Beratung mit dem Steuermann. „Verdammt, da haben wir ihn, den Burschen. Leugnen hilft ihm nichts. Zwei von den Leuten haben ihn beobachtet, wie er die Meßstangen heraus riß. Wir müssen ein Exempel statuieren. Sonst lacht uns das Gesindel aus, und mit unserer Vermessung ist's vorbei. Wir werden nicht lange Umstände mit dem Halunken machen." Er musterte die grinsenden Matrosen. „Burke und Seattles, ihr seid die Richtigen; habt Mark in den Knochen. Legt mal den Gentleman auf den Boden und meßt ihm ein gehöriges Maß auf. Es ist ein dürrer Kerl, aber die halten erfahrungsgemäß was aus."

Die Insulaner, in die Waldlichtung gedrückt, schauten mit Kinderaugen. Der Zauberer stand im Traum, als ihn die Fäuste der Burschen auf die Erde nieder preßten. Die Prügelszene entwickelte sich. Ein einziger Schrei, furchtbar wie eine gegen den Himmel geschleuderte Lanze — dann ließ der Zauberer keinen Laut mehr hören. Sein Rücken, in Fetzen schwimmend, bot einen so entsetzlichen Anblick, daß Longtree die rasenden Matrosen mit Fußstößen von ihrem Opfer scheuchte. „Hebt ihn auf und tragt ihn in das zweite Zelt!" Es kam nicht dazu — Karamui schnellte empor, stand regungslos, während seine grünlichen Augen sich in das Gesicht des Kapitäns bohrten. Dieser erblaßte — grauenhaft war der Blick. Longtree griff hinter sich, vor seinen Augen nebelte es. Als er zu

sehen vermochte, war der Zauberer verschwunden. Der Kapitän tobte, schickte seine Leute nach allen Richtungen, er wollte und mußte den Mann wieder haben. Er konnte nicht ruhig sein, so lange der Zauberer frei war. Die Mannschaft beteuerte, nichts gesehen zu haben. Es schien, als hätte er sich im Dunst aufgelöst. — —

— — Samtene Dunkelheit. Die Sterne tropften schwache Lichtfäden herab. Eine Schattenfigur auf dem Hügel stieß einen Ruf aus, der in einen röchelnden Ton ausklang. Dazwischen eine heiße Beschwörung: „Grauwolf, Vater, höre Deinen Priester und Sohn! Du, den nie ein sterbliches Auge sah, sende die Brüder, die Wölfe, zu mir. Schmach schlug mich, hilf' zur Rache!" Ein Gewimmel aus den Büschen. Wie zottige Hunde stoben sie heran; sie kannten den Lockruf; sie wußten, daß er sie zu fetter Beute führte. Die geifernden Rachen schnappten. Furchtlos stand Karamui in der Mitte. Ein grausames Lächeln verbreiterte den dünnlippigen Mund. — Fernes Räderrollen klang. Der Weiße fuhr quer über die Insel. Der Zauberer klopfte eine der Wolfsmähnen. In dem Anführer der Weißen traf er das ganze verhaßte Geschlecht der Malihini, der von den Göttern seiner Heimat verfluchten Fremdlinge. Das Geräusch wurde deutlicher, die Bestien steilten die Ohren, Karamui hob den Stab. Die Herde stob davon, dem knarrenden Räderton nach, sie füllte die Nacht mit Schweiß und Gier. Doch ein Teil der Meute schnupperte um den Herrn, schlug die eingefallenen Lenden mit den Ruten — das Unterholz teilte sich, im Mond stand ein halberblühtes Mädchen. Karamui schrie auf. Sah die kleine Tochter nicht die Gefahr? Die Leiber der Bestien streckten sich. Sicher war das die Speise, die ihnen der Meister zugedacht hatte. — In einem Knäuel verfilzt wälzte sich die Masse, die zarte Blüte unter sich begrabend. Der Zauberer hetzte mit Sprüngen des Wahnsinns nach, stieß einem Wolf den Stab in den blutigen Rachen — und Mensch und Tier in Verschlingung — Röcheln, schmatzende Gebisse. Als der Mondstrahl, schwach silbern, gegen die Lichtung rückte, traf er die Mähnenhaare der Wölfe, die davon flohen. Das Licht lag auf einem Haufen von Kleiderfetzen und zerspelltem Gebein. — —

— — Mr. Longtrees Haare klebten an der Stirn. Die zwei irischen Hengste, kamen sie nicht vom Fleck? Seine Augen schossen in das Dunkel, überall sah er die grünen Lichter des Raubwildes. Er riß an den Zügeln. Aber die Pferde kümmerten sich weder um das Zerren noch um die Blutstreifen, welche die Peitsche über ihre Flanken zog. Sie rasten vorwärts, vom Instinkt getrieben. Langgezogenes Heulen, von überall her kam es, von den Sternen rann es herab. Allmächtiger, die Wölfe! Schatten schnappten im unsicheren Mond quer über den Weg. Die Rappen griffen mächtig aus, die Schatten blieben noch einmal zurück. Wie lange noch?

Da dämmerten die Umrisse der Kalkfelsen. Das war Rettung. Dort lag seine Strandwache, dahinter atmete die Südsee. Wenn er noch wenige Minuten aushielt. — Was breitete sich hoch über den Bananenwald aus? Den halben Himmel nahm es ein. — Ein Ungeheuer von Wolf hob sich Longtree entgegen, Blut rann aus den Lefzen, die Tatzen, mächtig wie Tempeltore, schoben sich ihm zu. Ein markerschütternder Schrei, der Fahrer stürzte vom Bock. Die Pferde schlugen nach allen Seiten und jagten zwischen den herbei eilenden Matrosen durch. Die Leute richteten den Gebieter auf. Seine Augäpfel traten heraus, weiß und gräßlich. Die Finger deuteten unsicher auf das Wahrzeichen am Himmel. Kopfschüttelnd sahen sich die Männer an. Was war anderes zu sehen als eine Wolke von sonderbarer Gestalt? „Der Wolf", stöhnte Longtree, „der große Wolf — seht, jetzt kommt die Strafe." Er bot ein grauenhaftes Schauspiel. Einige der Männer brachten einen Mauleselkarren, um den Kapitän am Strand entlang ins Lager zurückzubringen. Der wehrte sich. — Der Wolf habe ihn in den Pranken, ob die Dummköpfe das nicht sähen? Derbe Fäuste packten ihn schließlich und warfen ihn mit Gewalt auf das Fahrzeug.

Im ersten Morgengrauen kamen sie mit dem Stillgewordenen an, der die Lippen murmelnd bewegte. Nur eine Maschine, nur einen Körper hatten sie heimgebracht.

## Sternentrost.

Es gäb noch mehr der Zähren
In dieser trüben Welt,
Wenn nicht die Sterne wären
Dort an dem Himmelszelt;

Wenn sie nicht niederschauten
In jeder klaren Nacht
Und uns dabei vertrauten,
Daß einer droben wacht.

**Martin Greif.**

## Die Abreise.

Eine Storchengeschichte von **Ulrich Kamen.**

Es regnete und ein kalter Wind wehte um das Kirchdach. Von der großen Buche fielen gelbe Blätter wirr auf den Marktplatz. Storch Knarras stand sinnend auf einem Bein und blickte auf seine Frau, die mit der Toilette beschäftigt war. Das dauerte immer zwei Stunden, heute schon drei, weil morgen die Reise nach dem Süden beginnen sollte. Der Sohn und die Tochter Knarras' weilten weiß Gott wo. Aber sie waren an Pünktlichkeit gewöhnt und würden sich schon einfinden.

„Wo fliegen wir denn hin?" fragte Frau Knarras so nebenbei, obwohl es für sie die Hauptsache war.

„Wohin? Na, wo immer hin! Nach dem Sudan, du kennst doch die Gegend zur Genüge. Nilfrösche schmecken auch nicht übel!"

„Ach, der ewige Sudan!" seufzte Frau Knarras. „Können wir nicht mal wie Gradbeins nach Timbuktu fliegen. Dort soll es ja so herrliche Badegelegenheiten geben und eine Menge Schlangen. Die Frösche kommen einem ja schon beim Schnabel heraus!"

Aber Knarras wollte nichts wissen von Timbuktu. Er hatte seinen alten Stammtisch am Nil, wo er Sperrweit und Langschwanz traf, mit denen es sich so gut klappern ließ. Auch hatte er eine dunkle Ahnung, daß seine Frau in Timbuktu den klapprigen Dachgarn treffen wollte, ein Jugendverhältnis.

Abends kamen die lieben Kinderchen, und frühmorgens, bei hellem Sonnenschein, ging die Reise los. Viermal umkreisten die vier Störche das Kirchendach. Der Pastor und seine Familie winkten mit den Taschentüchern, die Schuljugend brüllte Hurra aus vollen Kehlen. Hoch oben in der Luft sauste ein Flieger irgendwohin nach Norden.

Drei Stunden später stieß Knarras mit seiner Familie auf zweihundert andere Störche, die aus der Heimat fortzogen. Er meldete sich vorschriftsmäßig bei dem Führer und schloß sich an.

Frau Knarras traf eine alte Bekannte und ließ sich in einen Dachfirstklatsch ein, der bis ans Mittelländische Meer dauerte. Was man da hätte alles hören können, wenn man mitgeflogen wäre und die Sprache verstanden hätte!

In der Gegend des Suezkanals trennten sich die Schwärme. Der eine Schwarm mit Knarras an der Spitze flog nach dem Sudan, der andere nach dem Inneren Afrikas.

„Ich fliege mit nach Timbuktu", klapperte Frau Knarras heftig.

„Na bitte, dann mal eben los!" greinte ihr Mann, und rauschte weiter. Die Kinder waren unterwegs schon abgeflogen. Sie wollten sich neue Winterfrischen suchen.

Der alte Knarras flog weiter, guckte sich aber ab und zu um, ob die Frau komme. Nach einer Stunde kam sie in rasendem Fluge an. „Ach!" meinte sie treuherzig, „wir mußten uns noch rasch etwas über Pastors Köchin und den netten, jungen Förster erzählen. Es war zu interessant. Aber jetzt mache ich mit. Und heute abend hole ich dir die ersten Frösche aus dem Nil. Oh! Ich weiß einen feinen Platz!"

„Wo mögen unsere Störche sein?" fragte am selben Abend Pastors Köchin den jungen Förster.

Und oben im Nest zankten sich die Spatzen um den schönsten Platz. Sie hatten sich das Nest als Winterquartier ausersehen.




* **Untere Klassen.** „Wer war Jeanne d'Arc?" — „Eine dicke Hausangestellte." — „Was? Wieso?" — „In meinem Geschichtsbuch steht: Jeanne war die stärkste Stütze des Königs."

*

* **Moderne Hygiene.** Der Professor für Hygiene: „Warum müssen wir stets unser Heim rein und sauber halten?" — Schülerin: „Weil jeden Augenblick Besuch kommen kann."

*

* **Reinfall.** „Wenn Sie die Kinder nicht ruhig halten können, schicken Sie sie doch zu mir herauf. Ich werde ihnen etwas vorsingen!" — „Oh, das hab' ich ihnen auch schon angedroht."


Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.